

*Beitrag zur Eröffnung von „1000 Frauen und ein Traum“ am 10. Oktober 2006
von Andreas Exenberger*

Ich möchte meinen Beitrag als Ökonom und Wirtschaftshistoriker mit einer kleinen Anmerkung zu Nobelpreisen beginnen, die mir bei einem Anlass wie diesem sehr passend erscheint. Seit 38 Jahren wird nun auch ein Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften vergeben. Seit gestern gibt es insgesamt 58 Preisträger. Unter diesen befinden sich 58 Männer und keine einzige Frau. Damit schlagen die Wirtschaftswissenschaften selbst jene Kategorien deutlich, die MANN als traditionell „männlich“ betrachtet, wie Physik, Chemie oder Medizin. Doch auch in der Literatur und beim Frieden sind Frauen in der Minderheit der Ausgezeichneten. Dass unsere Welt so ist, wie sie ist, hat wohl auch damit zu tun.

Der Reigen der Nobelpreise 2006 neigt sich also gerade dem Ende entgegen, wenn wir diese kleine Feier begehen, um eine Initiative zu würdigen, die wohl zum Außergewöhnlichsten in der Geschichte der Nobelpreise gehört. Die Außergewöhnlichkeit liegt gerade darin, dass sie die Wichtigkeit des scheinbar Gewöhnlichen betont, die Wichtigkeit von Einzelinitiativen im Kampf für den Frieden. Ganz anders als Verhandlungen, die meist die Logik der Konfrontation und des Konflikts fortschreiben, teils sogar in einen Krieg mit Worten ausarten, leisten diese vielen, vielen Initiativen Basisarbeit, die von einem anderen Paradigma ausgeht – dem der Versöhnung und des Dialogs. Und wer Frieden in der Welt mehren will, muss zuerst die Art ändern, wie Menschen in ihren unausweichlichen Konflikten miteinander umgehen.

Als Ökonom habe ich zuerst das Gemeinwohl im Sinn. Und als Wirtschaftshistoriker denke ich in langfristigen Perspektiven. Beides führt mich zu einer unweigerlichen Schlussfolgerung: wo Krieg oder unversöhnlicher Konflikt herrschen, gibt es keine Entwicklung, keine wirtschaftliche, keine soziale, keine politische, und auch keine „menschliche“. Es mag durchaus möglich sein, für eine gewisse Zeit Profit aus dem Krieg zu schlagen – vor allem dann, wenn er anderswo geführt wird –, aber anders als bei friedfertigeren Arten der Interaktion geht das immer auf Kosten anderer. Und diese anderen leben dort, wo der Krieg geführt wird, sie leben in anderen Ländern, die Folgen der Unsicherheit zu tragen haben, und sie leben auch im eigenen Land, wenn der Staat aufgrund der Militärausgaben anderen seiner Aufgaben nicht mehr nachkommen kann. Trotzdem ist die Geschichte voll von Kriegen und die imperialen Staaten der Moderne (darunter für eine recht lange Zeit auch Österreich) errichteten einen Gutteil ihres Wohlstandes auf ihrer militärischen Stärke und dem Führen von Kriegen. Wie sehr dies auf Kosten anderer ging, zeigen die immensen globalen Einkommensunterschiede, die sich in den letzten zwei Jahrhunderten aufgetan haben. Um das zu ändern, muss sich das Paradigma ändern. Und das ist nicht unmöglich, sondern einfach. Jeder und jede einzelne von uns kann es jeden Tag durch entsprechendes Handeln erreichen. Man kann damit dem „großen“, dem „echten“ Krieg die Basis entziehen, indem die alltägliche Aggression und das Misstrauen gemildert werden, die genauso Unsicherheit schaffen, die sich wirtschaftlich, politisch, sozial und in vielerlei anderer Hinsicht negativ auswirkt. Und dafür können die 1.000 Frauen in dieser Ausstellung ein wunderbares Vorbild sein.